

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1928

301 (24.12.1928) Die Mußestunde (Weihnachten)

Natürlich war Malvine schuld. Nur sie hatte ihn vom Wege der Ehrlichkeit abgedrängt. Von ihr kam der Vorschlag mit Onkel Philipp. Ihre Aussprache über diesen Punkt übertraf an Lautstärke die Plattenmusik ihrer sämtlichen Nachbarn um ein beträchtliches.

Und dann folgte die zweite schlaflose Nacht. Der Stod war unterdessen in Wittweida bei Onkel Philipp eingetroffen, der sich freute. Ein maßvoller Stod mit einem Hirschhornariff wäre ihm ja lieber gewesen, aber er nahm auch den. Was diese Quiderchen plötzlich einen Geschmack entwickelten, dachte er. Ich habe mich ja schwer in ihnen getäuscht, sie sind doch sonst ganz nette Menschen.

Da er sie fast vergessen, wollte er sie wieder mal besuchen. Während der Weihnachtsfeierstage fühlte er sich sowieso in dem Jungesellenheim nicht ganz wohl. Erneut fand er es beständig, als er schon im Zuge sah, um am ersten Feiertag die Quiderchen in Rätzschbroda zu überraschen. Den Stod nahm er natürlich mit. Diese Karität mit der Hundeshnauze würde ja allgemein Ansehen erregen. Die Reife verließ ganz gut. Gegenüber von ihm sah ein nettes Kind mit Puderwanen. Sie tauschten Blicke, ihre weißblauen Augen rissen ihn hin. Langsam gingen sie zusammen durch die Stadt, tranken irgendwo Kaffee, und gegen Mittag kam er endlich bei Quiders an. Na, die überraschten Gesichter wollte er sehen, wenn er so plötzlich durch die Tür kommt.

Und so kam es. Der kleine Hans sah ihn zuerst und meldete das Ereignis, mit dem die Badstube zusammenhing, die er am Weihnachtsabend von seinem erbosten Vater erhalten.

Der kam ja gerade recht. Wie gerufen, schmunzelte Erasmus und gedachte ihm bei dieser Gelegenheit den verkehrtlich von Malvine übermittelten Stod wieder abzuhängen. Denn hier handelte es sich doch offensichtlich um einen bedauerlichen Irrtum.

„El, da bist du ja, lieber Onkel. Das ist aber nett von dir,“ stoterte Malvine heinbeilich und sah ihm auf die Finger. „Hast du meinen Stod mitgebracht?“ erbot Erasmus trocken.

„Donnerwetter! Der Stod,“ lächelte Onkel Philipp unakademisch und begann ihn zu suchen. Er war natürlich fort — verloren — irgendwo im Stadtpark an einer Bank stehen geblieben.

Als er dieses Geständnis ablegte, bekam Erasmus Quider einen Tollwutanfall und wühlte Onkel Philipp in den nötigen passenden Worten seine vorläufigen Eigenschaften auf. Eine genaue Aufstellung dieser handgreiflichen Bekehrungsansprache wird derselbe nach den Feiertagen seinem Rechtsanwalt übergeben. Mit den schrecklichsten Drohungen kehrt er der gaffenden Sippe den Rücken, ließ der sprachlosen Malvine die Kunde ihrer Enttötung und bei ihrem Gatten ein lebhaft geschwollenes Auge als Quittung für den Spazierstod zurück und fuhr wieder nach Wittweida.

Dieser Besprechung folgte die dritte schlaflose Nacht. Der Stod ist übrigens im Stadtpark gottlos von einer Witwe gefunden worden, die ihn abstellte, und der die ausgesuchte Belohnung zu einem wahren und beakündenden Christfest wurde.

**Karl Salm:
Die heilige Familie**

Es war in einer am Rand der Lüneburger Heide gelegenen Stadt, wo die wilde Penne, von der Mutter Schröder verwalte, florierete. Eine robuste Witwe, die mit den Wandrerern einmal wie eine fürsorgende Schwester umging, ein andermal wie eine Tyrannin; gerade wie es Umstände und Verhältnisse erforderten. Gegenüber bestand die Herberge zur Heimat christlichen Einschlags. Dort verkehrten die jungen Wandrer, die Bergwerksjäger, das „grüne Gemüsel“, wie die Mutter Schröder sie benannte. Bei ihr weilte der „Stamm“: Erlunden, Haufierer, Dröselente und Invaliden in verschiedenen und geschiedenen Räumen mit Kind und Kegel.

In des heiligen Abends Dämmerung war ein Paar in die „Herberge zur freien Zukunft“ eingetreten. Lärmend und jubelnd wurde es begrüßt. Die Mutter Schröder blinzelte den andern Gästen zu, die sich am vollen Leib der Wanderin, Staubhenne genannt, erheiterten, das war also der Kohler und sein Weib. Eine Ehe, getraut im Heidekraut, bewährt in Wind und Wetter, in Liebe und Gefahr. Der Kohler Franz, gewesener Gärtner auf dem Gute des Herrn von Langhufen auf Ullmenrode, machte alljährlich seine Tour durch die Heide, hielt die Gräber in Ordnung, bepflanzte, veredelte die Bäume und legte Blumenbeete an, die immer wieder der Sand zerstörte. Sein Weib, Frau Henriette Kohler, geb. Scheel, wollte von einer hübschen Jofe aus dem Welfenschloß zu Celle abstammen. Während ihr Mann arbeitete, bettete sie Mehl, das sie bei armen Tagelöhnern verkaufte; deshalb ward sie „Staubhenne“ genannt. Die beiden hatten ihr Revier aufgegeben, weil sie keinen Trauschein hatten und darum nicht als vollwertig angesehen wurden. Das wollte man jetzt nach sechsjährigem Zusammenleben einholen. Die Mutter Schröder, die gewartet hatte, bis das Paar des ersten Fusses Jungenschlag verspürte, teilte bedauernd mit, daß alles soweit besetzt sei, und die Familie Kohler im Pferdehals nachsitzen müßte, denn es wäre sonst kein Raum in der Herberge.

„Wie schade,“ seufzte der Kohler Franz und sah sein gedrücktes Weib an, „wie schade, Tetzchen! Heute wollten wir wieder einmal im Bett schlafen, und nun achts wieder in den Stall! Wie das liebe Vieh zum Vieh. Mutter Schröder, noch zwei Nordhäuser!“ Dann packte er aus, holte Wurst, Käse, Brot hervor und sie aßen und wurden satt. Sie waren die ersten, die schlafen gingen; milde schwankte die Staubhenne hinter der Mutter Schröder her, die mit einer Laterne den Weg wies. „So, Franz: Du lebst dich in diese Ecke, Du, Tetzchen, in die andere. 's ist wegen der Kupferei, mit der ich nichts zu tun haben will,“ befahl die Mutter Schröder. Dann wünschte sie gute Nacht und frohes Fest und lehrte in die Gasse zurück. Und während man hier Wiße machte über das Paar, während drüben in der Heiligkeit die jungen Wandrer unter Harmoniumbegleitung sangen: „Ihr Kinderlein kommet, o kommet doch all“, aber Tetzchen, beleuchtet von einem Lichtkumpen, den der Kohler Franz hielt, ihren ersten Sohn. Er rief nach der Mutter Schröder, die erschrocken herbeikam und anher sich war, daß so etwas unter ihrem Dach geschah. Und die Wandrer kamen und stierten das Wunder an. Einer sagte laut: „Die heilige Familie!“ Das pflanzte sich fort im Hause, scholl auf der Straße, gelangte auch hinüber in die Herberge zur Heimat, in die Heiligkeit. Und spät erfuhr die kleine Stadt, daß sie zum zweiten Betlehem geworden. Die Zette wurde ins Krankenhaus gebracht, der Kohler Franz durfte am 1. Feiertag als armer Tropf anstandslos seine Kunde machen bei den Bürgern.

Nach der Genesung gab man die Zwei aesehlich zusammen, der Stadtpolizist war Pate und das Kind ward Adam genannt, welches verdolmeischt als „von Gott gekommen“ heißt. Das Paar wanderte weiter, das Kind wurde von der Mutter Schröder erzogen. Es nahm zu an Alter, Weisheit und Gnade bei Gott und den Menschen. Und heute ist Adam wohlgenährter Herbergswirt „zur freien Zukunft“.



Weihnachten 1928

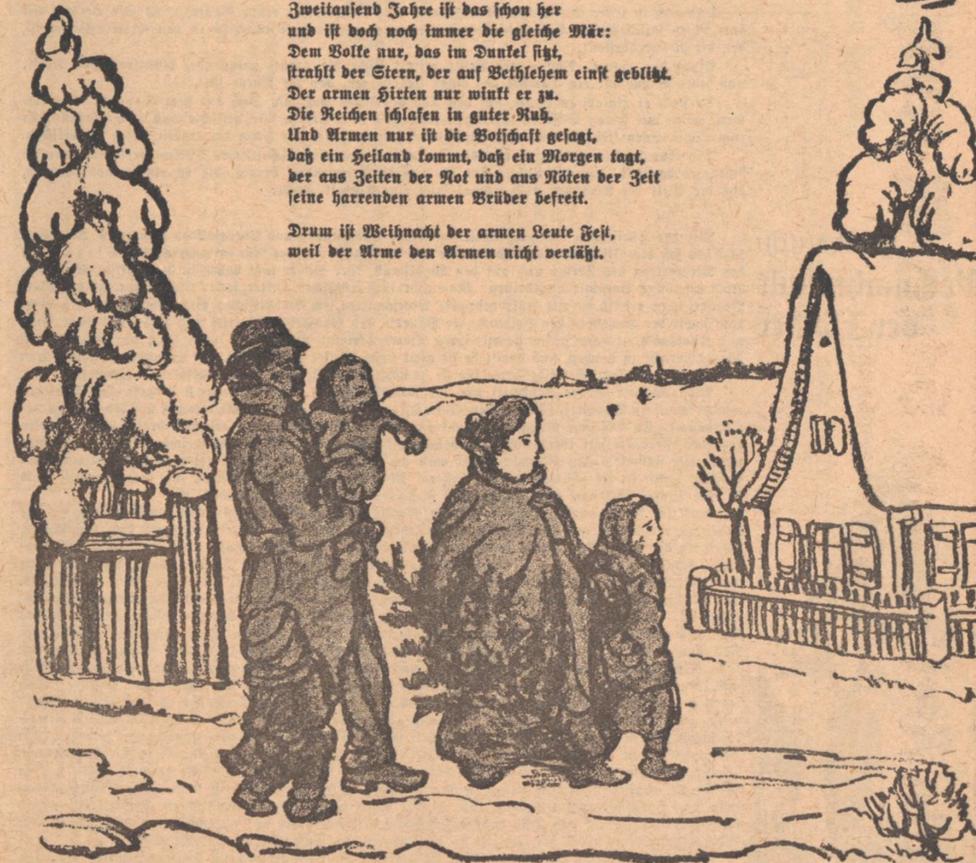
WEIHNACHT

Von Karl Brügger

Die Reichen schliefen alle im warmen Bett, da Maria den Heiland entbunden hätt. Keiner hat in derselben kalten Nacht an den Sohn einer armen Mutter gedacht. Drei arme Hirten nur waren dabei, als es hieß, daß der Christ geboren sei.

Zweitausend Jahre ist das schon her und ist doch noch immer die gleiche Mär: Dem Volke nur, das im Dunkel sitzt, strahlt der Stern, der auf Bethlehem einst geblüht. Der armen Hirten nur winkt er zu. Die Reichen schlafen in guter Ruh. Und Armen nur ist die Botschaft gesagt, daß ein Heiland kommt, daß ein Morgen tagt, der aus Zeiten der Not und aus Nöten der Zeit seine harrenden armen Brüder befreit.

Drum ist Weihnacht der armen Leute Fest, weil der Arme den Armen nicht verläßt.



Dr. G. Hoffmann: Weihnachten und der Baum

Wir wissen, daß das Weihnachtsfest das Fest der aufsteigenden Sonne ist. Die kurzen Tage sind zu Ende. Die Sonne steigt und wärmt die Erde, wärmt die Reine der Erde, daß sie erwachen und reifen zu neuer Freude und Schönheit. Und wenn wir dem Tannenbaume zu Weihnachten Lichter anstecken, dann sollen sie den Sieg dieses Lichtes, dieses belebenden, lebenerweckenden Lichtes bedeuten.

Aber auch der Baum selber ist ein altes Symbol der Menschheit. So wie die Menschheit, so wie die Erde auch bewohnt, die Sonne verehrt und Tage des Festes mit dem Glauben an die lebendige Kraft der Sonne bindet, es wird auch überall der Baum mit der Sonne in Verbindung gebracht. Er ist das Sinnbild des Lebens, das da durch die heigende Sonne erwacht. Und weil er das Symbol des Lebens ist, darum gibt es bei allen Völkern Bäume, die als heilig gelten. Man steht in ihnen den Sitz eines Gottes, und seine Zweige rauschen eine heilige Melodie. Man zündet Lichter vor ihnen an. Man opfert dem Gotte vor den Bäumen. Denn da in dem Baume drinst der Gott, so meint man, aus der Tiefe des Lebens durch die Sonne in die Wirklichkeit.

Wir haben diese Gedankenwelt überwunden, doch das Symbol ist geblieben auch für uns. Das künstlerische dieses Gedankens wird von uns übernommen und mit neuem Geiste erfüllt. Und so ist Weihnachten mit seinem Lichterbaume der Tannenbaum und das Johannistfeuer in Einem: Leben und Licht, Leben durch Licht.

In diesem Sinne ist der Weihnachtsbaum berufen zur Erinnerung unserer Naturverbundenheit. Das Leben von heute hat alles verunberührt. So auch unsere Stellung zu der Natur. Das Leben hat alles verflacht, und wir leben nur einzelne ähnelnde Formen und Erscheinungen.

Und doch ist jeder Baum und jeder Strauch eine Erscheinung eines Ganzen, und wir werden mit dem neuen sozialistischen Gemeinschaftsgedanken auch wieder hineinwachsen in den Gemeinschaftsgeist, den die Natur darstellt.

Eines das Ganze. Von einem Geiste bejezt. Licht die grohe, zwingende, lebensfördernde Kraft, und jeder Baum nur ein Symbol des einen Lebens, das die Natur ist.

Da steht er einsam zu Hause, auf den Tag des Festes wartend. Doch aus dem Walde ist er gekommen, wo er mit seinen Brüdern zusammen war. Wo ein Sturm alle zerstreute und eine Sonne alle zum Lichte reifen ließ. Und wo ein Atem durch alle rauschte. Der Atem des Grohen, einen Natürlichen.

Das Symbol des Lebens ist uns der Baum, doch des gemeinschaftlichen Zueinanderlebens, wie die Natur es darstellt. Und die Lichter sind für uns die brennenden Herzen, die da ringen und zwingen, daß die Welt der Menschen auch einmal solch eine Einheit werde.

J. Kalisch: Weihnachtskult der Völker



Mit der Christnacht hängen allerlei mythische Handlungen und Aberglauben zusammen. Besonders beziehen sich die althergebrachten Gebräuche auf die Steigerung der Fruchtbarkeit des Viehes, auf den Mehrertrag des Feldes und auf den Wohlstand. Der Bauer läßt daher in der Christnacht seinen Vieh besondere Sorgfalt angedeihen. Man gibt ihm reichlicher Futter, sogar Vederbüßen. In der Mark Brandenburg erhält es mit Salz bestruete Brotkrumen, im Anbaltischen Grünstoblsblätter. In Böhmen stopft der Hausherr den Hofhund, die Bäuerin den Gänsler, Enten und Hahn mit Brot, Fisch und Knoblauch, alsdann gehen sie mit ihren Tieren dreimal ums Haus, man sagt, um sich bei den Tieren beliebt zu machen, und damit sie nicht beim Teufel verlaufen. In Schweden bewirkt man die Vögel, man steckt Getreidekörner für sie zwischen die Äste oder streut Futter vors Fenster.

Nicht weniger ist der Landwirt um das Gedeihen seiner Obst anlage bedacht. In Schwaben windet man ein Strohseil, in Schweden einen Fleis- oder Wistelfranz zu Mitternacht um den Stamm der Obstbäume. In Mähren pflast die Hausfrau nach der Bereitung des Weihnachtsbrottes in den Garten zu gehen, streichelt mit ihren mit Teig behalteten Händen die Bäume und spricht: „Bäumchen, bringe recht viele Früchte!“ In Böhmen hängt man um die Bäume, die schlecht getragen haben, einen Haselknochen, damit sie sich schämen und sich bessern. Man leat auch Klöße zwischen ihre Zweige, steckt Geld in ihre Rinde, doch darf man später nicht nachsehen, ob es stecken geblieben ist.

Auch im Hause werden am Christabend gewisse abergläubische Handlungen vorgenommen, um das Leben zu verlängern und den Wohlstand zu heben. In Schwaben rüttelt man an den Esstischfüßen, klopf an die Weinfässer, damit sie immer gefüllt bleiben. In Mecklenburg stößt man an die Bienenkörbe, damit die Bienen viel Honig geben. In Bulgarien spinnen die Frauen vorm Abendessen am Heiligabend einen Faden, der um die Bienenstöcke gewunden wird, damit die Bienen stets zurückkehren. In Oberösterreich geht einem das Geld nicht aus, wenn man am Christabend einen gelotenen Schweinsrüssel ist. In Tirol darf man keine Wäsche in der Festnacht draußen hängen lassen, weil sonst das Vieh erkrankt. An der Nahe darf am Heiligabend der Fleisch nicht zu Ende gesponnen werden, ein Rest muß an der Stange bleiben, damit die Jungfrau Maria zum Abtrocknen ihres Kindes ihn benutzen kann. In Bulgarien trägt man ein Brot, in das ein Goldstück eingebunden wurde, vor die Haustür und ladet die Wolken zum Mahle ein, damit im Sommer kein Hagel die Feldfrüchte zerstöre. Auch legen die Bulgaren während des Abendmahles etwas Mehl auf den Tisch, der auf die Felder gestreut wird. In Mähren muß die Bäuerin eine volle Stunde auf dem gleichen Fleck sitzen bleiben, damit im kommenden Jahr reichlich Geflügel ausgebrütet wird. Bei den Ruthenen nimmt der Hausherr am Heiligabend von einem der Festgerichte einen Löffel voll und wirft den Inhalt an die Stubenbede. Bleibt er leben, so werden sich im künftigen Jahre die Bienenwärme nicht trennen. Von den zu Weihnacht gegessenen Fischen lieben sie den Schwanz an die Stubenbede, so lauter er dort hängt, bleibt man von Zahnschmerzen verschont. In Banat wird nach verschiedenen andern Speisen ein unzerstücktes Spanferkel auf den Tisch gestellt. Nachdem der Hausvater unter Lobesjungen alle Räume mit Weisstrauch ausaeräuhert hat, verteilt er den Braten, der unter ihnen verzehrt wird.

Bei vielen Völkern jagen die bösen Geister und Dämonen treiben zu Weihnachten ihr Unwesen. Auf verschiedene Weise sucht man sich deren Einflüsse zu erwehren. In Tirol schüttet man Speisereste ins Feuer, damit die Dämonen kein Zaubermittel daraus herstellen können. In Ungarn schüttet man die Reste in den Brunnen. In manchen Gegenden wurde früher mit Gewehren und Böllern geschossen, angeblich um dadurch die Seelen der Verstorbenen zu wecken; in Tirol herrscht heute noch der Brauch zur Verhöhnung der bösen Geister am Heiligabend oder beim Gang zur Frühmette mit Pistolen oder Flinten in die Luft zu knallen.

Am Christabend schafft man für Segen und Wohlstand freie Bahn, indem man alle böserigen, dem Glück und Gedeihen hinderlichen Mächte von Haus und Hof fortjagt und unschädlich macht. Man säubert das Haus und besprenget es mit Weihwasser. Anders in Ungarn, wo die Stube nicht gekehrt werden darf, da man sonst das Glück hinausleht.

Das Feuer bot von alters her Schutz gegen drohende Mächte. So dürfen wir auch die Weihnachtsfeier, die mit Fackelschwüngen und Kerzen verbunden ist, als Abwehrmittel betrachten. Auch im Innern des Hauses dienen Feuer und Licht ähnlichen Zwecken. In Schlesien zündet man außer der Lampe noch zwei Kerzen an, was der Kängste verrichten muß. Alle leben nach der Wand, wer keinen Schatten hat, der muß im Laufe des Jahres sterben. In den Abruzzen zünden die Bulgaren Holzstöche vor dem Hause der Geliebten an, je größer das Feuer, desto größer die Liebe. Von besonderer Bedeutung ist jedoch das Feuer, das man in der Christnacht im Herde unterhält. Eine große Rolle spielt bei fast allen Völkern der Christblod oder Weihnachtskloß, der an diesem Abend der Stut übergeben wird. Er muß die ganze Nacht hindurch brennen. Die Reste des Klohes werden sorgfältig aufbewahrt, sie schützen das Haus das ganze Jahr vor Feuer, Einbruch und anderem Unheil. Namentlich macht die Nische Gärten und Felder fruchtbar. Er wird schon lange vorher ausgewischt und feierlich bei seinem Einholen begrüßt. In Portugal wird er bei der Ankunft mit dem Nationaltanze geehrt und am Christabend auf dem Vorplatz der Kirche verbrannt. Die Albanesen erheben sich beim Einholen des Christklohes und alle Anwesenden rufen: „Sei willkommen, lieber Kloß, bemühe dich ans Feuer!“ Er erfährt die liebevollste Behandlung. Von allem, was man isst und trinkt, bekommt er ab, man leat es auf ihn oder bezieht ihn damit. In Bulgarien wagt ein Kind bei dem brennenden Kloß bis zum ersten Hahnenstreich. Die Bulgaren stellen Pflügergeräte aus dem Rest des Klohes her, wer damit pflügt, dessen Wecker bleiben vom Hagel verschont. In der Provence wird der Kloß von dem Hausvater dreimal mit Wein besprenget, und von allen Hausbewohnern dreimal um den Tisch getragen.

Die Weihnachtsbräuche finden auch Ausdruck in Märchen. Das bescherende Christkind kommt fast überall nicht allein, oft ist es von einer Schreckgestalt begleitet, die das Schlimme mit einer Hand zu übernehmen hat. Die Teufel sind meistens im Gesicht schwarz und verkleidet in der Gestalt eines Schimmels, eines Bären, einer Ziege oder eines Storches. Sie stellen die geisterhaften Wesen dar und wollen durch ihren Lärm die in dem Hause wohnenden schädlichen Dämonen erschrecken und sie dadurch vertreiben.

Es lieben sich noch eine Menge der althergebrachten Gebräuche anzählen, die bei den verschiedenen Völkern auf eigene Weise ihren Ausdruck finden, doch alle des gleichen Ursprungs sind. Manche Forscher erblicken in einer Anzahl der Weihnachtsbräuche Reste eines allgemeinen Totenfestes. Jedenfalls bietet die Weihnachtszeit für viele Völker Veranlassung, ihrer Toten mit Opfern und Spenden zu gedenken.

Zwei Tage vor Weihnachten fand er ihn. Es war ein wunderbarer Spazierkloß, Maniarobe mit einer eleganten Krücke aus schwerem Silber. Die Form war direkt originell — ein Hundelkopf, ziemlich gebümmert, mit spitzer Schnauze. — Die Augen erlehten zwei leuchtende Rubine.

Auf einer Bank am Ausgange des Stadtparkes war es gewesen. Schon von weitem sah er ihn liegen. Vorsichtig kletterte er, ob niemand in der Nähe sei — der Garten lag unbewacht — der Stod war es gleichfalls.

Er hatte noch nie etwas gefunden. Wenigstens nicht von Wert. Selbst das Palettschen neulich im Danubius, das er in der Mantelkassette herzklopfend heimgetragen, enthielt nur einen toten Katarinenvogel. Wenn man mal etwas findet, dann sind die damit verbundenen Gemisensqualen eine wirklich niege Sache. Auch Erasmus Luider blieben sie nicht erspart.

Er und seine Frau verbrachten eine schlaflose Nacht. Morgens um vier sagte er: „Ich werde den Stod abliefern. Schade! So ein teures Stück. Aber hier könnte ich ihn ja doch nicht tragen.“

„Sicher wirst du ihn abliefern,“ antwortete seine bessere Hälfte, als habe sie die ganze Nacht nur auf diese Bemerkung gewartet.

„Es ist ja schade um das schöne Stück,“ stellte er nach einer weiteren halben Stunde trübfinnig fest. „Ich lebe es ein,“ flüsterte sein Echo, „aber hier — ausgeschloffen — wo anders —“ konstatierte sie vorsichtig, waate es jedoch nicht, den sündigen Gedanken weiter auszusprechen.

„Du hast recht. Hier würde man ihn erkennen. Zum Beispiel Onkel Philipp...“

„Dem wir noch kein Weihnachtsgeschenk gekauft haben,“ hauchte sie ergänzend hin und stellte mit diesem Zwischenatz eine Gedankenverbindung her, die ihn minutenlang sprachlos machte.

„Da hast du recht. Man könnte ihn eigentlich Onkel Philipp schenken. Sein Befizier vermied ihn vielleicht gar nicht.“

Mit diesen Worten schloffen sie ein, nachdem sie damit eine schwierige Angelegenheit ins reine gebracht.

Das Morgenblatt brachte Gott sei Dank keine Verlustmeldung, womit das weitere Schicksal des Hundeköpfes besiegelt war. Ihre rektlichen Gemisensbisse erkühdten sie in Malzlattee, waren etwas schadenstroh, denn der Verkäufer hätte ja besser auf seinen Stod achtgeben können. Wo sollte das hin führen, wenn jeder seine Sachen im Stadtpark deponieren wollte. Außerdem erwarteten sie mindestens zehn Mark für das Geschenk des Onkels.

Onkel Philipp, dieser langabergige Junggeselle, war der Erbonkel der Familie. Dieser Knickad würde ja Ruhen machen bei so einem teuren Geschenk. Na, was opfert man nicht alles für die Verwandtschaft, dachte Erasmus Luider, wachte den Stod säuberlich ein und schickte ihn mit den besten Weihnachtsgarthen nach Mittweida.

Wenige Stunden später, nach der Becherung, Erasmus sah bereits auf dem Rissen mit der Aufschrift „Rude sankt“, las er im Abendblatt die Verlustmeldung des teuren Spazierklohes, auf dessen Wiederbeschaffung sein Verkäufer — ein reisender Amerikaner — dem glücklichen Finder eine Belohnung von 2500 Reichsmark in Aussicht stellte.

Kopf rührte ihn der Schlag. So etwas! Und diesen Stod hatten sie verschont. Man bedenke — zweitausendfünfhundert Mark. So hoch war die Erbchaft von Onkel Philipp sicher nicht.

Wagner-Stürmer: Geschenk an den Erbonkel

